



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kannenberg, Karl: Die Lage des türkischen Staates

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Sage des türkischen Staates

Von Karl Kannenberg*)



vor etwa hundertzwanzig Jahren gab Goethe der Herzensstimmung des deutschen Philisters mit den Worten Ausdruck:

Nichts Bessers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten weit in der Türkei
Die Völker auf einander schlagen.

Seitdem haben sich die Zeiten gewaltig geändert. Jetzt ist uns die Türkei nicht mehr fern und fremd, im Gegenteil durch so manches Band mit uns verbunden. Wurzeln doch Moltkes erste große Erinnerungen in ihr; hat doch Bismarcks staatsmännische Kunst auf dem Berliner Kongreß die orientalischen Wirren geordnet; hat doch auch neuerdings (1889) unser Kaiser dem Sultan einen denkwürdigen Besuch abgestattet; ist doch vor allem die neue Organisation des türkischen Heeres ein Werk deutscher Offiziere, und ist es doch auch deutsche Thatkraft gewesen, die den Ausbau der anatolischen Bahnen ins Werk gesetzt hat, ein Unternehmen von der größten Bedeutung für die Zukunft, in militärischer wie in wirtschaftlicher Beziehung; wird doch selbst einer deutschen Kolonisation in der Nähe der anatolischen Bahn seit einer Reihe von Jahren von ernstern Männern das Wort geredet; nicht zu vergessen die epochemachenden Erfolge deutscher Gelehrten auf diesem altklassischen Boden, vor allem Schliemanns Ausgrabungen in Troja und Humanns Aufdeckung von Pergamon!

Anderes als vor hundert Jahren blicken wir daher jetzt auch in Deutschland auf die Dinge, die eine Zeit lang wieder die Augen ganz Europas, ja der ganzen Welt auf die Türkei gelenkt haben, die armenischen Befreiungskämpfe. Nach und nach hat sich ein Rajahvolk nach dem andern von der osmanischen Zwingherrschaft befreit. Sollte dies der armenischen „Nation“ (türkisch millet), wie sie sich stolz nennt, nicht auch gelingen können? In ganz Europa hat sich ja in unserm Jahrhundert, wohin man blickt, trotz Kosmopolitismus und Internationale ein gesunder und kräftiger nationaler Zug Bahn gebrochen, aus dem ja auch die deutsche Einheit geboren wurde. Zwar die

*) Premierleutnant im Thüringischen Feldartillerieregiment Nr. 19.

Armenier haben seit dem Untergang der glanzvollen Arsacidenherrschaft nur wenig staatenbildende Kraft bewiesen — woran die vielfachen grausamen Unterdrückungen und die dadurch veranlaßte Zerspaltung und Zerstreuung der Bewohner die Hauptschuld tragen mag —, aber ihr bis jetzt erfolgreicher Widerstand in Zeitun mag ihnen die Hoffnung geben, daß auch für sie einmal die Stunde der Befreiung schlagen wird; mußte doch nach und nach fast die ganze türkische Armee mobil gemacht werden, um dem armenischen Aufstand entgegenzutreten.

So gerät denn nun auch Kleinasien ins Wanken, das größte und stärkste noch übrige Bollwerk des Türkentums, wohin, wie in das rettende Boot eines sinkenden Schiffes, nun schon seit dreißig Jahren unausgesetzt Scharen von mohammedanischen Flüchtlingen (Muhadschyrs) von den unsichern Grenzlanden des Reichs zusammenströmen. Es gewinnt fast den Anschein, als sollte der türkische Name in dem Lande einmal zu Grabe gehen, wo einst vor einem halben Jahrtausend die Wiege seines Ruhmes stand: in Kleinasien bei Eskishehr gründete Ertoğraul, der „Männerzerstückler,“ den „Sultan öni“ *) als Grenzmark gegen die Byzantiner, und von seinem Sohne Osman erhielt das neue Reich den Namen, der dann Jahrhunderte hindurch der Schrecken Europas wurde.

Jetzt ist die Macht des Halbmonds für immer gebrochen. Längst schon blickt Rußland begehrlieh nach Konstantinopel. „Wer dort herrscht, der ist der wahre Herr der Welt,“ sagt das Testament Peters des Großen. Nur führt leider, wie es heißt, der Weg nach Konstantinopel durch das Berliner Thor **) und am Goldenen Horn würden den Zaren englische Panzerschiffe begrüßen. Die Eifersucht der Mächte fristet allein noch das Dasein des „kranken Mannes.“

Vergebens sucht man bei den heutigen Türken die Nachkommen der heldenhaften Osmanly, der schrecklichen Serbenbezwinger, der furchtbaren Ungarnsieger, der Türken vor Wien. Als „ein gar elend, weibisch Volk“ erschienen sie schon dem biedern Dornschwamz ***) die Türken. Adamlar var, adam yok, Menschen, aber keine Männer gebe es in der Türkei, sagte zu Professor Hirschfeld †) ein alter Muhadschyre. Man fragt sich, was ist die Ursache dieses überraschenden Niederganges? Kann ein Volk entarten, altern, sich überleben? Meist wird ja die Frage mit dieser herkömmlichen, unverständnen und unver-

*) d. h. „vor dem Sultan“ oder „Grenzmark des Sultans,“ nämlich des Sultans der Seltschulen, dessen Markgraf Ertoğraul war.

**) Graf Caprivi im deutschen Reichstag am 16. März 1894. Der Dreibund verpflichtet sich ausdrücklich in dem Vertrage vom 7. Oktober 1879 (damals noch Zweibund) dazu, „den durch die Berliner Stipulation geschaffnen europäischen Frieden zu konsolidiren.“

***) Hans Dornschwans Orientalische Reise. 1553 bis 1555. Aus Handschriften im Auszuge mitgeteilt von H. Kiepert. Globus, 1887.

†) Ein Ausflug in den Norden Kleasiens. Deutsche Rundschau X, 4.

ständlichen Phrase abgethan. Ein geistvoller Aufsatz von G. de Lapouge, „Leben und Sterben der Völker“ (übersetzt von Otto Ammon, 1894,*) zeigt, wie wir uns derartige in der Geschichte so vieler Völker zu beobachtende Vorgänge zu erklären haben. Die Türken traten als ein Eroberervolk in die Geschichte ein, stolz, tapfer, zum Herrschen geboren; aber nur wenig zahlreich war ihr Stamm, unter Ertograul nicht mehr als vierhundert oghusische Familien. Die Blüte der Männerkraft blieb auf den Schlachtfeldern ihrer zahlreichen Eroberungszüge. Die Überbleibenden bildeten ein verschwindendes Häuflein gegenüber der Zahl der beherrschten Völker, sie vermischten sich mit diesen wie kaum ein andres Eroberervolk und füllten ihre Harems mit Frauen der verschiedensten unterworfenen Völker an, Circassierinnen, Georgierinnen, Armenierinnen, Griechinnen, Slawinnen. So verfielen sie unrettbar schnell dem Schicksal aller Eroberervölker, ihre Rasse ging nach dem Gesetz der „rückschreitenden Auslese“ unter. In der That giebt es heute in der Türkei keine Türken mehr. Die heutigen Bewohner haben — was sie allerdings nur verschönern kann — kaukasische, armenische,**) griechische, slawische Züge, nur nicht türkische, und selbst im osmanischen Stammland, in Kleinasien, trifft man jetzt wieder, wie vor Alters, nur noch friedliche, ackerbauende Phrygier, Lydier, Syrer —

Die fremden Eroberer kommen und gehen;
Wir gehorchen, aber wir bleiben stehen.

Haben aber die Türken ihre alte kriegerische Stärke eingebüßt, so sind sie in Werken des Friedens der überlegnen europäischen Kultur erst recht nicht gewachsen; sie werden niemals deren Wettbewerb aushalten können. Aber auch dazu, daß sie von ihr lernen, ist wenig Aussicht vorhanden. Die modernen Errungenschaften der abendländischen Kultur und so vieles, was uns unentbehrlich dünkt, erscheint ihnen verächtlich — man weiß nicht, ob man sie wegen ihrer Bedürfnislosigkeit bewundern oder wegen ihrer Gleichgiltigkeit und Trägheit verachten soll. Wie der fünfshundertjährige Aufenthalt in den Heimatländen der hellenischen Kultur spurlos an ihnen vorübergegangen ist, so bleiben sie auch allen tiefen Einwirkungen der europäischen Kultur völlig unzugänglich. Wenn man die Summe ihres ganzen Wirkens zieht, so wird die Waagschale ihrer Schuld niedergeschneit durch die Thatfache, daß von ihrer ganzen Eroberung nichts zurückgeblieben ist, als die Öde und die Verwüstung. Sie haben niedergelassen, aber nichts neues aufgebaut. Nicht allein die Kulturschöpfungen ehemals hochzivilisirter Völker sind vernichtet worden, sondern auch diese Völker selbst sind durch eine lange, barbarische Schule geistig so gesunken, daß sie heute denken und fühlen wie Türken und Tataren.

*) In der Täglichen Rundschau vom 18. November 1894.

***) Ausgesprochen armenische Züge hat z. B. merkwürdigerweise der jetzige Sultan.

In all diesem Niedergang, den der türkische Name gebracht und erlitten hat, hat nur eine Macht ihre Stärke bewahrt: der Islam. Er bleibt ungeschwächt die größte geistige und moralische Kraft, die das türkische Reich noch zusammenhält. Wie einst jahrhundertlang die Türken die grüne Fahne des Propheten von Sieg zu Sieg trugen, so ist jetzt wieder der Islam der starke Schutz und Schirm des türkischen Namens durch die gewaltige moralische Kraft, die er noch immer auf die Gemüter seiner Anhänger ausübt, und durch die Eroberung so vieler fremden Volkskraft, die er für das Türkentum gewonnen hat. „Im Orient ist Glaube Nationalität,“ sagt A. zur Helle*) treffend. Durch den bloßen Übertritt zum Islam wurde der Anatolier, der Grieche, der Slawe auch zum Türken, nahm türkische Kleidung und Sprache an, dachte und fühlte als Türke. Diese Umwandlung ist so stark und nachhaltig gewesen, daß sie die Rassenunterschiede in der Türkei fast völlig zurückgedrängt und verwischt hat; die wichtigste Einteilung ist nicht die in Rassen, sondern die in Moslem und Rajah. Der augenfälligste Beweis dafür, wie tief diese Scheidung geht, ist der, daß nur der Moslem im türkischen Reiche für würdig erachtet wird, das Vaterland zu verteidigen und Heeresdienst zu leisten, aber nicht der Rajah, der Christ (Armenier, Grieche) oder der Jude; diese werden nicht zum Heeresdienst herangezogen, sondern haben nur eine Wehrsteuer zu zahlen (jährlich 36 Piafter = 6 Mark 50 Pfennige, von der Geburt bis zum sechzigsten Lebensjahre).

Über das wahrhaft babylonische Völkergemisch des türkischen Reichs einen Überblick zu gewinnen, ist nicht leicht. Auf diesem Völkermarkt hat sich eine wahre ethnographische Musterkarte der verschiedensten Rassen, Typen und Trachten zusammengefunden. In Anatolien allein kann man mehr als fünfzig verschiedene Sprachen zählen. Dabei ist es eine „jedenfalls unerwartete Thatsache, daß in dem Reiche des buntesten Völkergemisches die Abschließung der verschiedenartigen Menschengemeinschaften gegen einander strenger ist als irgendwo anders. Der Osmanly verachtet den Turkmenen und verabscheut den Khylybash, der Kurde haßt den Türken, der Armenier den Kurden, der Araber den Türken, der Jude den Christen.“ Alle die verschiedenen Nationen wohnen ganz unvermittelt neben einander, in den Städten in besondern Stadtvierteln, auf dem Lande stets in besondern Dörfern, niemals wohnen verschiedene Rassen und Religionen in ein und demselben Dorfe zusammen.

Die Nachkommen der osmanischen Türken nennen sich, obwohl sie wenig mehr mit ihren ruhmreichen Vorfahren gemein haben, noch immer stolz Osmanly, um sich mit diesem Ehrennamen von ihren türkischen Stammesvettern zu unterscheiden, die an der ruhmreichen Gründung des osmanischen Reiches keinen Anteil haben: von den jetzt meist schon seßhaft gewordenen Turkmenen und den

*) Die Völker des osmanischen Reichs. Wien, 1877.

nomadischen Jürüken (d. i. Wanderer, von jürümek, wandern), Götschebehs (d. i. Nomaden, von götschmek, umherziehen) und Tataren. Man darf keinen Osmanly „Türke“ nennen; dies gilt ihm als Schimpfwort und gleichbedeutend mit „grob,“ „bäurisch.“ Doch haben die von den Osmanly verächtlich „Türk“ genannten nomadischen Stammesvettern den türkischen Typus besser bewahrt als die Osmanly. Besonders die anatolischen Turkmene bilden heute den besten Teil des türkischen Heeresersatzes.

Neben diesen der ural-altaischen Rasse angehörigen türkischen Stämmen gehören zur islamitischen Bevölkerung des türkischen Reiches von andern Rassen (der indo-germanischen und der semitischen) noch die Kurden, Lazen, ein Teil der kleinasiatischen Griechen, die Syrer und die Araber. Aber auf alle diese Völkerschaften kann das türkische Reich im Falle der Not nicht mit Sicherheit zählen. Die Kurden bereiten der türkischen Regierung durch ihre räuberischen Überfälle und ihre Unbotmäßigkeit immerfort Verlegenheiten und die Araber haben sich erst kürzlich wieder offen empört.

Zu diesem bunten Völkergemisch sind nun in Anatolien in neuerer Zeit noch die verschiedenen zahlreichen Muhadschyrn (Flüchtlinge, Auswanderer) gekommen. Das sind 1. kaukasische Muhadschyrn: die von den Russen aus ihrer kaukasischen Heimat vertriebenen mohammedanischen Tscherkessen, Abchasen und Georgier, die in zwei großen Fluten (1858 bis 1865 und 1877 f.) die Halbinsel überschwemmten; 2. europäische Muhadschyrn: mohammedanische Flüchtlinge aus den Grenzländern der europäischen Türkei: Bosniaken, Pomaken (d. s. mohammedanische Bulgaren), Arnauten (d. s. Albanesen), türkische Bauern aus Rumelien und Tataren aus der Dobrudscha. Die ununterbrochne geräuschlose Völkerwanderung der Muhadschyrn nach Kleinasien scheint nicht eher aufhören zu wollen, als bis der letzte mohammedanische Bauer das christliche Europa verlassen hat. Die Auswanderung hat schon einen Umfang angenommen, daß sie von historischem Interesse und von politischer Bedeutung für die Zukunft geworden ist. Diese Muhadschyrn, die in Anatolien jetzt stellenweise ganze Bezirke einnehmen (besonders an der anatolischen Bahn), sind fast ausnahmslos fleißige und tüchtige Bauern, die von der türkischen Regierung gern aufgenommen und angesiedelt wurden und einen Geist des Fortschritts und der Betriebsamkeit in das halberstorbne Land gebracht haben. Von den anatolischen Türken stechen sie auch in ihrer Gestalt auffallend ab: es ist ein schöner, großer, breitschultriger Menschenschlag, selbst die wirklichen Türken unter ihnen haben viel arisches Blut in ihren Adern, blonde, blauäugige Gesichter sind keine Seltenheit, aber alle sind gute Türken und fromme Mohammedaner, ein vorzügliches Menschenmaterial, ein vortrefflicher Heeresersatz.

Christlich geblieben, sogenannte Rajah, sind nur: 1. völlig die Armenier. 2. zum Teil die Griechen (die der Türkei werden von den Türken Urum oder Rum, d. i. Romäer, Ρωμαῖοι, Angehörige des oströmischen Reichs genannt,

die des Königreichs [Sünanistan] dagegen Sünanly, d. i. Jonier). Von den kleinasiatischen Griechen kann man leider nicht behaupten, daß sie sich ihren nationalen Stolz zu bewahren gewußt hätten, sie haben ihn im Gegenteil fast überall dem materiellen Vorteil geopfert und sind teils zum Islam übergetreten, teils haben sie ihre Sprache aufgegeben, teils beides zugleich. Nur in einzelnen großen, vorwiegend griechischen Städten, wie Smyrna und Trapezunt, haben sie sich Glauben und Muttersprache bewahrt. Doch beginnt auch bei ihnen neuerdings der nationale Sinn wieder zu erwachen, und in vielen pontischen Küstenstädten entstehen griechische Schulen. 3. Die vereinzelt Gaurköi („Ungläubigendörfer“) in Westkleinasien, bewohnt von Levantineren, Genuesen oder Franken, die, wenn sie nach ihrer Nationalität befragt werden, sich meist als „Katholiken“ bezeichnen.

Es giebt ein türkisches Sprichwort, das die verschiedenartigen Eigenschaften der wichtigsten Völkerschaften kurz und treffend bezeichnet: „Die Schönheit gehört den Tscherkessen, Handel und Reichtum den Griechen und Armeniern, die Wissenschaft den Europäern, die Majestät (sultanat) den Osmanen.“ So stolz urteilen die Osmanen von sich selber. In der That kann nicht geleugnet werden, daß den echten Osmanly, der freilich heutzutage selten geworden ist, ein würdevoller Stolz, Edelmut, Rechtschaffenheit, wahrhaftige Frömmigkeit, Mildthätigkeit und Gastfreundschaft in hohem Maße auszeichnen. Diese schönen Züge des türkischen Volkscharakters wird jeder Reisende, besonders unter der Landbevölkerung, bestätigen können. Ich will nur anführen, daß ich auf meiner Reise durch Kleinasien mit wenigen Ausnahmen in den Türkendörfern immer die bereitwilligste Gastfreundschaft gefunden habe und alle Gepäckstücke sorglos herumliegen lassen konnte, ohne daß mir je der geringste Gegenstand abhanden gekommen wäre, während gleich im ersten Griechendorf, wo ich übernachtete, der Pope, der christliche Geistliche (!), mir und meinen Kameraden erst spät abends und nur aus Gewinnsucht ein Obdach gewährte und uns überdies noch bestahl! Zu den weniger guten Eigenschaften des Osmanly gehört vor allem sein maßloser Stolz auf die Gründung des osmanischen Reichs, sein geringer Sinn für alles Höhere und Ideale, für Kunst und Wissenschaft, ferner seine Trägheit und Gleichgiltigkeit, die ihn verächtlich herabsehen läßt auf alle Errungenschaften unsrer modernen Kultur, die uns Europäern das Leben verschönern, und die uns unentbehrlich erscheinen, endlich sein gänzlicher Mangel an Unternehmungs- und Spekulationsgeist, der ihn zur leichten Beute der Griechen und Armenier macht, deren überlegener Handelstüchtigkeit und Schlaueit er nichts entgegenzusetzen hat als fanatischen Haß, der sich von Zeit zu Zeit, wie jetzt wieder, in grausamen Ausbrüchen Luft macht. Das Interesse des „Frenki“ für die Altertümer seines Landes, das so viele antike Kunstschätze birgt, daß man es ein Altertumsmuseum im großen nennen könnte, ist in den Augen des Türken ein unschädlicher Sport, und gegen die traurigen

Trümmer, die der Fanatismus seiner Vorfahren davon noch übrig gelassen hat, hegt selbst der heutige Türke noch einen grenzenlosen Haß und tiefe Verachtung.*) Das Ideal jedes Türken ist die Erlangung eines einträglichen Staatsamts. Das Bild, das sich unsre Phantasie von einem „Pascha“ entwirft, kann als das typische Ideal des ganzen türkischen Volks gelten. Wenn sich der Türke beim Tschybul oder Nargileh in süßem Nichtsthun dem träumerischen Zustand des Kef hingiebt, so gaukelt ihm seine Phantasie ein „Paschalieben“ als das höchste begehrenswerte Ziel vor Augen.**) Wie oft sieht man nicht Türken in den Städten vor ihren Häusern den ganzen Tag faulenzend, Cigaretten rauchend und Kaffee schlürfend am Boden hocken. Daher gehört es denn auch zu den Seltenheiten, daß sich ein Türke aus eigener Thakraft durch Handel oder Industrie ein Vermögen erwirbt. Meist ist der genügsame Osmanly zufrieden, wenn er so viel erworben hat, wie er zu seinem bequemen Lebensunterhalt nötig hat. Wegen der Zukunft macht er sich keine Gedanken, mögen die Kinder für sich selber sorgen. Handel und Gewerbe ruhen deshalb überwiegend in den Händen der Griechen und Armenier, mit deren angebornem Handelsgenie selbst die Juden nicht konkurriren können. Ich möchte nach berühmten Mustern folgende Stufenleiter aufstellen: ein Jude ist schlauer als zwei Türken, ein Grieche schlauer als zwei Juden, und ein Armenier schlauer als zwei Griechen.

Den griechischen und armenischen Kaufleuten ist es zu verdanken, daß sich der Levantehandel neuerdings wieder zu hoher Blüte entwickelt hat, seitdem mildere Geseze eine freie Entfaltung der Kräfte ermöglichen. An der handelsreichen Westküste Kleinasiens ist die türkische Bevölkerung in einem unaufhaltsamen Zurückweichen vor dem überlegnen Griechentum. Es läßt sich statistisch verfolgen, wie hier die türkischen Ortschaften immer mehr zusammenschrumpfen, ja ganz und gar aussterben und verschwinden, die griechischen dagegen immer mehr zunehmen, an Boden gewinnen und weiterschreiten. Die Türken werden mehr und mehr von der Küste in das Innere zurückgedrängt und bilden die große Masse der Landbevölkerung. Auf der anatolischen Hochebene hat sich das türkische Volkstum noch am unvermischtesten erhalten, hier wurzelt noch am kräftigsten die türkische Volkskraft, und von hier rekrutirt sich der Kern des türkischen Heeres.

Wenn ich aber auch die Abneigung des Türken gegen die Küste, das Meer und den Handel hervorgehoben und den binnenländischen Charakter des Türkentums betont habe, so muß ich doch der Vorstellung entgegentreten, als

*) Vgl. Pischon, Der Einfluß des Islam, S. 83 f.

**) A. Boué berichtet, daß es Türken gebe, die ein Aufstoßen bei Tisch — das durchaus nicht für unanständig, sondern im Gegenteil als ein Kompliment für den Wirt gilt — mit einem Wunsche begleiten, z. B. „Pascha zu sein.“

ob das türkische Volk nun ein hervorragend ackerbautreibendes Volk wäre. Diese Vorstellung wäre grundfalsch. Schon der hohe Steuerdruck muß jedes Aufblühen der Landwirtschaft im Keime ersticken. Die Regierung erhält den Zehnten von allen Bodenprodukten, aber durch die gewissenlosen Erpressungen der Steuerpächter, die die gesetzliche Bestimmung ausbeuten, daß die Ernte so lange auf dem Dreschplatz zu lassen ist, bis die Steuer eingeschätzt und abgeholt ist, wird sie noch um reichlich 3 Prozent hinaufgeschraubt. Aber die Türken sind auch von Natur kein ackerbautreibendes Volk. Der Ackerbau ist ihnen immer etwas fremdes, ihren Neigungen widersprechendes geblieben. Sie haben ihn bei der Eroberung des Landes von den unterworfenen Völkerschaften angenommen und seitdem nicht einen einzigen Fortschritt, nicht eine einzige Verbesserung gemacht. Ihr Pflug ist ein geradezu vorurteilsvolles Ackergerät. Der Nischwan hat ihn auf uralten kleinasiatischen Grabsteinen abgebildet gefunden. Dieser Pflug riß den Boden nur oberflächlich auf und ist völlig ungeeignet, die Ertragsfähigkeit des Landes auszunutzen. Wenn trotzdem der Boden dem anatolischen Bauer seine geringe Mühe überreich lohnt, so ist das nur ein Beweis für die außerordentliche Fruchtbarkeit des Landes. Ist es doch einst die Kornkammer des römischen Kaiserreichs gewesen! Von einer vernünftigen Bodenkultur, von einer Steigerung der Ertragsfähigkeit durch Düngen ist keine Rede; im Innern Anatoliens ist das Düngen so gut wie unbekannt. Gedroschen wird in der Weise, wie wir es von den jüdischen Ervätern aus der Bibel kennen, wo geschrieben steht: „Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden!“ Als Erntewagen dient ein zweirädriger Büffelkarren, wie ihn wahrscheinlich schon die Stammväter der Türken vor Jahrtausenden in den asiatischen Steppen mit sich geführt haben. Jetzt haben die Türken zwar längst ihr asiatisches Nomadenleben aufgegeben und sind ansässig geworden, aber ein gewisser nomadenhafter Zug ist diesen Söhnen der Steppe immer geblieben, dieses überkonservative Volk ist mit seinen tief eingewurzelten Neigungen ein Hirtenvolk geblieben. Ihre Herden sind ihr Reichtum und ihr Stolz, sie geben ihnen Nahrung und Kleidung, sie sind ihr alles. Ihrer Herden wegen ziehen die anatolischen Türken — besonders die Turkmener — größtenteils noch heute, wie ehemals in Asien, im Sommer fröhlich hinauf in ihr Bergdorf und erst zum Winter wieder herab in das geschützte Thaldorf, wo sie sich mit Weben und Spinnen beschäftigen. So ist in gewissem Sinne auch heute noch das anatolische Hochlandleben der Türken halbnomadisch. In ununterbrochenem Wechsel wogt es auf und nieder, regelmäßig wie die Ebbe und Flut des Meeres. So gering aber bei den Türken Neigung und Verständnis für den Ackerbau sind, so groß ist ihre Freude am Gartenbau. Mit liebevollem Fleiß und vieler Mühe wissen sie in sonst wüsten und fahlen Gegenden wahre Oasen hervorzuzaubern. Oft genug hat der Reisende Gelegenheit, ihre kilometerlangen Wasserleitungen zu bewundern, und am Kysyl Irnak und andern

Flüssen trifft man allerorten jene sinnreichen Schöpfräder an, die das Wasser fortdauernd über das hohe Flußufer hinweg in die Gärten leiten.

Das soziale Leben der Türken ist vor allem durch ihre Religion beeinflusst und gestaltet worden; denn der Islam ist, wie kaum eine andre Religion, auch eine ausgesprochne soziale Gesetzgebung. Es muß anerkannt werden, daß der Koran in vieler Beziehung und in hohem Maße veredelnd eingewirkt hat, besonders auf die Rechtschaffenheit, die Mildthätigkeit und die Gastfreundschaft. Aber andererseits hat er doch auch die schlimmsten sittlichen Schäden großgezogen, besonders in einem Punkte, in der sozialen Stellung der Frauen. Während im ganzen übrigen Europa die Stellung der Frauen an sich schon ungleich höher war und in neuerer Zeit wieder große Fortschritte gemacht hat, bleibt das Leben der türkischen Frauen, von alledem unberührt, in dem Sumpfe der alten slavischen Abhängigkeit, unwürdigen Unfreiheit und wahrhaft bedauernswerten Bildungsarmut stecken. Es ist das ein Punkt, der auch schon von vielen vorurteilsfreien und aufgeklärten Türken schmerzlich empfunden und anerkannt wird, der geradezu ein Notstand geworden ist, und an dem ein künftiger Reformator vor allem den Hebel ansetzen müßte. Die Frau ist ein bloßer Handels- und Luxusartikel, von dem sich der Reiche mehr und schönere Exemplare zulegen kann, der Arme weniger, sie gilt als ein tief unter dem Manne stehendes Geschöpf, das nur zur Befriedigung seiner Sinnlichkeit geschaffen ist, mit dem der Mann weder zusammen speisen noch zusammen ausgehen kann, und das nach dem Koran sogar keine unsterbliche Seele hat, die der himmlischen Freuden teilhaftig werden kann. Die durch den Koran gestattete Vielweiberei ist, weil sie wegen ihrer Kostspieligkeit nur selten vorkommt, nicht die verderblichste Seite der türkischen Frauenfrage, sondern das Hauptübel ist die Leichtigkeit der Ehescheidungen. Das eine Wort Daçhlâk!, d. i. „deinen Rücken (will ich sehen)!“ genügt, und jeder Kady scheidet nach Ablauf der Bedenkzeit für 40 Piaſter (7 Mark). Mit dieser Erlaubnis (die jedoch nur dem Manne zusteht) wird ein weit verbreiteter und in seinen Folgen geradezu entfittlichender Mißbrauch getrieben. „Unter den Türken giebt es Männer, die sich fünfzehn- bis zwanzigmal nach einander verheiraten.“ Erst wenn die Frau ihrem Manne einen Sohn geboren hat, ist sie einigermaßen gegen eine Ehescheidung gesichert. Um das traurige Gemälde zu vollenden, sei auch noch die Kinderlosigkeit der türkischen Ehen erwähnt, die ein wahrhaft erschreckendes Aussterben der türkischen Bevölkerung, besonders an den Küsten, zur Folge hat. „Keinem Reisenden in der Türkei, sagt Piſchon, kann der Abstand zwischen der Menge fröhlicher Kinder in griechischen, bulgarischen, syrischen, armenischen Städten, Quartieren und Dörfern und der geringen Anzahl der Türkentinder entgehen.“ Als Ursachen sind anzusehen die Entnervung der Männer durch das Haremsleben und durch die Häufigkeit der Eheschließungen, sowie die Abneigung der Eltern gegen die Sorgen eines zu reichen Kindersegens; nach

Humann gehören Abortivmittel zur Hausapotheke jedes türkischen Hauses! Sind das nicht Anzeichen eines absterbenden Volkes, das sich selber aufgegeben hat? Besonders seit dem letzten russisch-türkischen Kriege scheint ein Druck auf den Gemütern zu lasten, der sich selbst bei den an Selbstbeherrschung gewöhnten und sonst alles so gleichmütig als Kismet tragenden Türken bemerkbar macht, und es ist wohl mit die Verzweiflung über das Unglück von außen und das Elend im Innern ihres Landes, über die Mißwirtschaft und den Steuerdruck, die dem Laster der Trunkenheit jetzt eine so erschreckende Verbreitung in der Türkei verschafft. Unser sonst so ehrlicher und braver Saptieh Hussein, der meinen Kameraden und mir auf unsrer ganzen Reise die treuesten Dienste leistete, scheute, wenn er in unsern Packtaschen eine Flasche mit Raky- oder Mastixschnaps vermutete, selbst vor einem Diebstahl nicht zurück (etwas sonst unerhörtes bei der ehrlichen anatolischen Bevölkerung), und als wir ihm bei unsrer Rückkehr nach Angora seinen wohlverdienten, reichlichen Lohn auszahlten, ergab er sich sofort einem ganz unmäßigen Alkoholgenuß, sodaß er für die nächste Zeit überhaupt unbrauchbar war.

Daß im türkischen Beamtentum und in der hauptstädtischen Bevölkerung viel Fäulnis steckt, ist zur Genüge bekannt, aber daß auch die Bevölkerung in hohem Maße und in vieler Hinsicht davon ergriffen ist, wird den meisten unbekannt sein. Leider ist es nicht anders, und es würde schlimm um die Zukunft des morschen türkischen Staatswesens stehen, wenn ihm nicht durch deutsche Thatkraft eine neue Stütze geschaffen worden wäre, die vielleicht noch einmal berufen ist, seine Rettung aus höchster Not zu werden: die Heeresreorganisation und die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht.

Im Jahre 1886 entwarf Freiherr von der Goltz Pascha den Reformplan, der die Grundlage der modernen türkischen Heeresverfassung bildet. Darnach ist jeder wehrfähige Mohammedaner — die Rajah sind ausgeschlossen — vom zwanzigsten bis zum vierzigsten Lebensjahre wehrpflichtig, und zwar im stehenden Heere drei Jahre aktiv und drei Jahre in der Reserve, in der Landwehr acht Jahre und im Landsturm sechs Jahre. Die Armee wird durch eine Territorialeinteilung, die mit der politischen Landeseinteilung zusammenfällt und dadurch die Mobilmachung ungemein vereinfacht, in sieben Armeebezirke eingeteilt: 1. Gardekorps, Konstantinopel, 2. Korps, Rumelien, 3. Albanien, 4. Anatolien, 5. Syrien, 6. Mesopotamien, 7. Arabien. Jeder Bezirk stellt im Kriege vier Armeekorps auf, die gleiche Einteilung haben und sich nur durch das Alter der Mannschaften unterscheiden: ein aktives, dessen Stämme schon im Frieden bestehen, zwei Landwehrkorps und ein Landsturmkorps. Die erstern bilden die Nummern 1 bis 7, die zweiten die Nummern 8 bis 19, die letzten die Nummern 20 bis 25, sodaß die ganze mobile Armee 25 Armeekorps zu je 26000 bis 27000 Mann zählt, in Summa 700000 Mann.

Zur Bewaffnung der Infanterie sind — ein schwerer Übelstand — sechs

verschiedne Gewehrssysteme vorhanden (Snider, Winchester, Remington, Peabody-Martini und Mauser M. 87 und 90; die letztgenannten sind erst vor kurzem durch einen Erlaß des Sultans endlich an die Armee ausgegeben worden); die Feldartillerie ist mit Krupp'schen Geschützen ausgerüstet, aber leider nur sehr wenig kriegsmäßig ausgebildet, da Schießübungen nur sehr selten und vereinzelt stattfinden.

Unser Kaiser soll bei seinem Besuch in Konstantinopel den Ausspruch gethan haben, die Soldaten, die er beim Selamlık*) gesehen habe, seien die schönsten Soldaten der Welt. In der That muß der Ersatz der türkischen Armee immer noch als ganz vorzüglich bezeichnet werden. Zwei Eigenschaften sind es vor allem, die den türkischen Soldaten auszeichnen, einerseits seine Genügsamkeit und seine Zähigkeit, die ihn die größten Entbehrungen und Strapazen zu ertragen befähigen, andererseits sein religiöser Fanatismus, der ihn vor keiner Gefahr zurückschrecken läßt, da nach den Lehren des Islam jedem Menschen sein unabänderliches Schicksal schon im voraus bestimmt ist, und da ihm der Tod auf dem Schlachtfelde die Thore öffnet zu den ewigen und unvergleichlichen Freuden seines Himmels. Noch im letzten russisch-türkischen Kriege hat die türkische Armee durch ihre Leistungen die Welt in Erstaunen gesetzt, und eine achtungsgebietende Macht, mit der gerechnet werden muß, wird sie seit ihrer Reorganisation erst recht bleiben. Durch die regelmäßigen zahlreichen Abkommandirungen nach Deutschland ist ein Stamm von türkischen Offizieren geschaffen worden, die vollkommen auf der Höhe der modernen Kriegskennntnis stehen, und in der Türkei selber arbeitet seit langem eine ganze Reihe bedeutender preußischer Offiziere an der Vervollkommnung des türkischen Heerwesens.

Ein künftiger russischer Angriff wird aller Wahrscheinlichkeit nach nicht in dem Maße wie früher wieder auf europäischer Seite erfolgen, sich wenigstens nicht auf sie beschränken — denn hier ist ihm Oesterreich in der Flanke, Rumänien und Bulgarien im Wege, der Donau- und Balkanübergang zu überwinden —, sondern wird voraussichtlich noch mehr, als das im letzten Feldzuge versucht wurde, seinen Weg durch Kleinasien nehmen, da hier ein ungehinderter Anmarsch möglich ist, Armenien ein zuverlässiger Verbündeter sein, vor allem aber die türkische Mobilmachung in ihren wichtigsten Gebieten gestört, das ganze türkische Reich in zwei Teile zerrissen und die syrischen Streitkräfte ganz abgeschnitten werden würden. Es ist nicht anzunehmen, daß sich die russische Heeresleitung die außerordentlichen Vorteile eines asiatischen Angriffs in einem zukünftigen Kriege entgehen lassen wird, wenn auch das Hauptobjekt, Konstantinopel, von dieser Seite schwerlich erreichbar ist.

*) Das Selamlık ist das allwöchentlich stattfindende Freitagsgebet des Sultans in der Hamidiémoschee (Freitag ist der türkische Sonntag) mit Parade. Das Ganze, mit dem großartigsten Gepränge ausgeführt, ist eins der glänzendsten Schauspiele, die man sich denken kann.

Nächst der festern Durchführung der Heeresreform und der allgemeinen Wehrpflicht müßte eine Erneuerung des türkischen Staates vor allem bestehen in der Einführung der längst versprochenen, aber bisher immer unterdrückten konstitutionellen Regierungsform, wodurch der Günstlingswirtschaft und den Palastintrigen ihre Schädlichkeit genommen werden würde; ferner in der unbedingten politischen Gleichstellung der christlichen (Rajah-) Bevölkerung mit der moslimischen, da sich sonst dieser durch seine Handelstüchtigkeit für die Finanzen des Staates unentbehrliche Bestandteil früher oder später doch losreißen wird; sodann in dem Ausbau der anatolischen Bahnen, durch den der Wohlstand des Volkes und die Finanzen des Staates einen ungeahnten Aufschwung nehmen könnten, und durch den die Beschleunigung der Mobilmachung ganz bedeutend gewinnen würde; endlich in einer sozialen Reform, die sich vor allem auf die Stellung der Frau zu erstrecken hätte.

Aber wo ist in der Türkei der Mann, so umfassende und gewaltige Aufgaben durchzuführen, und wo sind die Anzeichen, daß man dergleichen von der Zukunft erwarten könnte? Und ist es nicht bereits zu spät? Ist nicht die kostbare Zeit, die zu Gebote stand, bereits nutzlos verstrichen? Ist das türkische Volk überhaupt fähig und reif für die gewaltigen Kulturaufgaben, die gerade seinen Landen in unsrer Zeit bevorstehen? Es ist eine seltsame Laune der Weltgeschichte gewesen, die das asiatische Steppenvolk der Türken nun schon ein halbes Jahrtausend hindurch zu Herrn des Ländergebietes im Herzen und in der Mitte der drei Erdteile der alten Welt gemacht hat, des Ländergebietes, das die Wiege der ältesten Kultur und der Urgeschichte des Menschengeschlechts gewesen ist, und das jetzt wieder durch den Gang der Handelswege einer neuen und glänzenden Zeit entgegengeht. Wenn das türkische Volk nicht imstande ist, die Kulturaufgabe selber zu lösen, die seinen Landen in nicht allzuferner Zukunft zufallen muß, so wird es unfehlbar und bald durch den Ansturm thatkräftigerer und befähigterer Völker hinweggesetzt werden, die dann an seiner Stelle die zwar mühevollen, aber auch einen glänzenden Preis verheißenden Aufgaben übernehmen werden. Der Ansturm hat schon begonnen: von Norden drängt Rußland herein, um den Besitz von Agypten streiten sich England und Frankreich, und selbst in das Zentrum, in Kleinasien, hält schon, wenn auch vorläufig erst auf friedlichem Wege, durch den Bahnbau das europäische Wesen mit Riesenschritten seinen Einzug, hier rühmlich voran die Deutschen. „Haben denn die Fremde Kleinasien erobert?“ soll eine alte Türkenfrau in Eskishehr halb erstaunt, halb erzürnt gefragt haben, als sie zum erstenmale die Eisenbahn mit all dem fremdartigen Leben und Treiben sah. Kleinasien nimmt einen eignen Platz in der Weltgeschichte ein: inmitten der drei Erdteile der alten Welt gelegen, ist es seit Urzeiten die große Völkerbrücke, das Bindeglied zwischen dem Morgen- und dem Abendland gewesen. Seine nach zwei Weltteilen ausschauende Lage versinnbildlicht schon der auf uralten hethitischen

Denkmälern hier aufgefundenne Doppeladler. In gewaltigem Wellenschlag flutete hier die Weltgeschichte hinüber und herüber. Westwärts in unzähligen Scharen zogen einst die Perserheere, aber die Überzahl der asiatischen Barbaren erlag der Heldenkraft des Griechenvolkes, und alsbald eroberte Alexander die asiatische Welt hellenischer Kultur und Gesittung. Sein Werk setzten die Römer fort. Ein volles Jahrtausend herrschte griechische Sprache und Kultur in Kleinasien, als — ein neuer Strom aus Asien — die Türken über das Land hinfluteten und auf den Trümmern des morschen Byzantinerreiches ihre nun schon fünf-hundertjährige Herrschaft in Europa gründeten. Jetzt aber scheint in rückflutender Bewegung wieder das Abendland seinen Siegeseinzug in Asien antreten zu sollen. Hoffentlich folgt auf die fünf Jahrhunderte asiatischer Barbarei und türkischer Trägheit eine mindestens gleich lange, gesegnete Zeit europäischer Bildung und Gesittung.

Die Türkenherrschaft hat einst die Verbindung zwischen dem Morgen- und dem Abendlande jäh und gewaltsam unterbrochen. Durch das Machtwort Muhammeds des Eroberers wurden zwei Kontinente auf Jahrhunderte von einander getrennt, und der blühende Handel der Genuesen und Venezianer nach Indien vernichtet. Bei dem Versuch, einen westlichen Seeweg nach Indien zu finden, wurde drei Jahrzehnte später Amerika entdeckt und der ganze Erdkreis der menschlichen Forschung erschlossen. Es erscheint wie das Walten einer höhern Macht, die selbst das Böse zum Guten zu führen weiß, daß sich die europäischen Völker, von ihrer einseitigen Richtung nach Osten durch das Dazwischentreten des Türkenvolks abgelenkt, dem Westen zuwenden mußten, um hier mit dem Zeitalter der Entdeckungen einen neuen Abschnitt der Weltgeschichte zu eröffnen, wenn man überhaupt vorher von einer Weltgeschichte reden kann. Hierzu den Anstoß gegeben zu haben, scheint der geschichtliche Beruf des Türkenvolkes gewesen zu sein. Nun er vollendet ist, tritt es wieder von der Weltenbühne zurück.



Heinrich von Treitschke

Der Mensch versteht nur, was er liebt



Am 28. April ist Heinrich von Treitschke allzu früh, im Alter von noch nicht 62 Jahren, der deutschen Wissenschaft und wir dürfen sagen der deutschen Nation entzogen worden. Unter den Historikern unsrer Zeit nahm er eine völlig eigenartige Stellung ein, und nach dem Hinscheiden Ranke's und Sybel's in Deutschland ohne alle Frage die erste. Jetzt ist dieser Platz leer, und er wird so bald